

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 289.

Freitag, 30. Oktober.

1931.

„Die Faust im Unsichtbaren“ / Roman von R. Curt Irmler.

(8. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Ganz gegen seine Gewohnheit trank Sanders rasch hintereinander mehrere große Gläser von dem 84er Beaujolais, dem Glanzpunkt des Kellers der „Goldenen Traube“, den der Oberkellner stets eigenhändig in das Körbchen legte und in der Haltung eines altägyptischen Oberpriesters bei feierlichster Amtshandlung dem Gaste, der eines solchen Tropfens gewürdigt wurde, auf den Tisch setzte.

Wie belebendes Feuer fühlte Georg den starken rubinroten Burgunder in seinem Körper.

Gewiß, er suchte eigentlich Ruhe nach seinen indischen Abenteuern, aber das doppelte Rätsel zu lösen, das Dornbach scheinbar barg, reizte ihn doch auch wieder mächtig.

Erst 1 Uhr 10 — sogar noch reichlich Zeit für eine kleine Siesta. Auf seinem Zimmer wieder angelangt, drückte er auf einen Klingelknopf — ein Malaye in dunkler Dienersilvree erschien.

„Ardjuno — um ¼2 Uhr wecken — Bhima soll zur selben Zeit bereit sein, um mich auf einer Autofahrt zu begleiten!“, befahl er auf malayisch.

Der Diener verneigte sich und zog sich zurück.

Sanders zündete sich eine jener langen, dünnen holländischen Zigarren an — noch ein Gewächs seiner eigenen Plantagen auf Sumatra — goß sich ein Glas weißen Curaçao Triple sec ein und streckte sich auf dem Divan aus, das Riesenblatt des „Nieuwe Rotterdamse Kourant“ in der Hand.

Aus leichtem Halbschlaf schreckte er nach kurzer Zeit empor. Die Zigarre war erloschen, die Zeitung lag auf der Erde: hatte das nicht geklopft? Es scheint so, denn Ardjuno trat ein, einen Brief in der Hand.

„Soeben abgegeben“, meldete er und zög sich bis zur Tür zurück, wo er wartend stehen blieb.

Sanders richtete sich auf: Petersens Firmenstempel — was hatte der noch zu schreiben?

Er riß den Brief auf, überflog ihn, las ihn noch einmal durch. Da stand:

„Sehr geehrter Herr Sanders! Ein merkwürdiger Zwischenfall, der sich seit unserer Unterredung heute morgen ereignet hat, zwingt mich zu meinem größten Bedauern, Sie zu bitten, die heutige Fahrt nach Dornbach zu verschieben.“

Leider kann ich Ihnen noch keine nähere Aufklärung geben, da ich selbst noch völlig im Dunkeln tappe.

Seien Sie versichert, daß ich Ihnen sofort eine Aufklärung geben werde, sobald ich erst selbst einen Überblick haben werde.

Daß ich Ihnen erst jetzt Nachricht zukommen lasse, bitte ich gütigst damit entschuldigen zu wollen, daß ich bis zum letzten Augenblick Hoffnung hatte, die Durchführung der Fahrt ermöglichen zu können.

Mit der Versicherung der vorzüglichen Hochachtung
Ihr sehr ergebener

Petersen.“

„Bestelle beim Portier das Auto um, Ardjuno — du kannst dich doch verständlich machen?“

Der Malaye bejahte.

„Der Chauffeur soll mich dafür um 5 Uhr zur Villa Waldhaus fahren, nach Dornbach fahre ich heute nicht. Um 4 Uhr will ich mich umziehen.“

Ardjuno verschwand.

Sanders nahm eine neue Zigarre und blickte sinnend den blauen Wölfschen nach.

Also ein Zwischenfall auch bei Petersen! Was mochte das sein? Der Brief gab wenig Aufschluß. Petersen schien selbst nicht viel zu wissen — oder — es nicht sagen zu wollen.

Das sah doch recht ernst aus. Aber eigentlich freute er sich über die Rätsel, deren Kern Dornbach sein mußte.

Als er einige Stunden später unten in das Auto stieg, fragte er den Chauffeur, um doch noch dessen Stimme zu hören — er war nun einmal mißtrauisch geworden — wie lange man bis zur Villa Waldhaus führe?

Nein, — der schied wirklich völlig aus, mußte er sich nach des Mannes Antwort endgültig sagen.

Unterwegs ließ er an einem Blumenladen halten und wählte dort einige gelbe Teerosen und blaßgraue Orchideen für Frau Gerold aus.

Bald hielt der Wagen vor der Villa Waldhaus, einem großen, weißen, sachwerdburchzogenen Gebäude, das zurückgezogen in einem Vorgarten lag an dem noch parkartigen Teile des Stadtwaldes. Außer den Wohnräumen barg das Haus auch die Privatklinik des als Chirurgen viel gesuchten Sanitätsrates.

In der Halle nahm ihm das Mädchen Hut und Stock ab, führte ihn in das Empfangszimmer und richtete dabei aus, die Herrschaften böten ihn, sich einen kurzen Augenblick zu gedulden — ein Patient verlasse gerade die Klinik.

So trat Georg an die offenstehende Verandatür und sah in den Garten hinaus.

Ganz hinten zwischen den Büschen schimmerte ein helles Sommerkleid. Sanders erkannte Fräulein von Volkmar. Lächelnd schüttelte er den Kopf — kein Wunder, daß bei ihrem Anblick immer wieder verklungene Zeiten lebendig wurden.

Wie die Sonne da auf ihrem krausen Goldhaar in tausend schimmernden Reflexen spielte, wie die biegsame Gestalt so federnd ihren Weg ging, wie sie jetzt unbekümmert hell auflachte über die tollen Sprünge ihres Dackels — da spürte er eine bisher kaum gefannte weiche Regung in seinem Herzen.

Es wurde ihm fast schwer, sich von dem lieblichen Bilde loszureißen, als jetzt das Geroldsche Paar in das Zimmer trat.

„Seien Sie bitte nicht böse — der Patient konnte sich gar nicht losreißen. Er ist meinem Manne so dankbar!“ rief Frau Gerold von der Schwelle her.

„Na, na“, brummte ihr Gatte abwehrend, während doch der Abglanz einer stillen Freude noch auf seinem Gesichte lag.

„Wenn meinethwegen, der ich so oft komme, irgendwelche Umständen gemacht würden, da würde ich mich ja schämen“, sagte Sanders, während er die Hand der Hausfrau an die Lippen zog.

„Wieder solch schöne Blumen — Sie verwöhnen mich viel zu sehr, lieber Freund“, dankte Frau Gerold aufrichtig erfreut.

Dann schüttelten sich die Herren freundschaftlich die Hände.

„Sie verbateten sich Umstände“, lachte Frau Gerold, „aber sind das denn keine?“

Sie hob die Blumen in die Höhe.
„Nein, das ist Egoismus, gnädige Frau. Denn ich meine, wenn man versucht, Menschen, die man verehrt, eine kleine Freude zu bereiten, will man sich selbst eine noch größere machen.“

„Ich bitte um Entschuldigung — aber könnten wir diese philosophischen Erörterungen nicht besser am Teetisch fortsetzen?“ warf der Sanitätsrat, behaglich schmunzelnd, ein.

„Ich sehe da einen Topfstuchen mit Schokoladenguß — ich kann es nicht leugnen, der bringt meine raue Außenseite zum Schmelzen. Außerdem hat ihn meine Frau gebaden.“ Er drehte sich zu Sanders und bemerkte hinter der vorgehaltenen Hand im Theaterflüsterton: „Als gehorsamer Ehemann muß ich mich über den Kuchen freuen. Zu Ihnen im Vertrauen — die Aussicht auf einen Benediktiner hinterher scheint mir noch beachtlicher zu sein... er steht schon kalt.“

„Du bist ein materieller Barbar, na, und sonst...“, sagte seine Frau lachend mit einem vielsagenden Augenaufschlag und bläute ihn liebevoll an. „Also dann bitte... wir sind heute nur zu Bieren — unsere beiden Zungen sind auf dem Sportplatz; der lockte doch noch stärker als der sonst vielgeliebte indische Onkel.“ — Sie ging voran. Auf der Veranda trat sie an die Brüstung und rief in den Garten: „Irma, Irma!“

Unterdessen trat der Sanitätsrat auf Sanders zu und fragte ihn halbblau: „Wie steht es mit den Nachforschungen nach dem Manne im Boot?“

Georg zuckte die Achseln: „Sind bisher ohne Ergebnis. Aber heute gab es wieder etwas Neues.“

Schnell erzählte er seine heutigen Erlebnisse.

Inzwischen war Irma die Treppe heraufgesprungen und die beiden Schwestern schritten Arm in Arm auf den Tisch zu. Aber — zeigte sich nicht trotzdem eine leise Befangenheit? — War es Täuschung, daß eine leichte Röte wie ein lieblicher Schatten über ihr Gesicht gehuscht war? Am Teetisch empfand er dankbar ein lange entbehrtes Behagen an gepflegter Häuslichkeit, das die wohlthuende und doch zurückhaltende Liebenswürdigkeit, mit der Frau Gerold, von ihrer Schwester unterstützt, die kleinen hausfraulichen Pflichten erfüllte, noch erhöhte.

Wie freundlich hatte ihn das Paar in sein Haus gezogen, wie wohl fühlte er sich in dem harmonischen Kreise — wie verstand man sich!

Auch heute verband die vier Menschen bald ein heiteres Gespräch, aber immer wieder glitt Sanders Blick zu Irma von Volkmar hinüber. Er hing an ihren roten Lippen, die so heiter plauderten, vertiefte sich in das dunkle Blau ihrer Augen und mit einem Male kam es ihm zum Bewußtsein: Nicht mehr die alten neu geknüpften Freundschaftsbände allein waren es, die ihn während der kurzen Zeit seines Hierseins schon oft nach der Villa Waldhaus gezogen hatten, sondern eine stärkere Macht — die aufsteigende Liebe zu der blonden Irma.

Sie mochte wohl seine Versunkenheit merken und deren Grund ahnen, denn mit einer Verwirrung, die sie vergeblich zu verbergen versuchte, und die ihr reizend stand, schob sie ihm schnell ein silbernes Kästchen zu: „Hier, bitte, sind Zigaretten und... wollen Sie uns nicht noch etwas von Indien erzählen? Ich — wir alle...“ verbesserte sie sich schnell, „interessieren uns so sehr dafür.“

Georg erfüllte ihren Wunsch nur zu gern.
„So allein unter lauter Farbigen zu leben — das wäre nichts für mich,“ warf Fräulein von Volkmar ein, als Sanders eine kleine Pause machte.

„Ach, ich bin gut mit ihnen fertig geworden und anhänglichere Diener, als meine beiden Malaien, könnte ich wohl nirgends finden. Wenn die beiden Fehler haben, ist es der, daß sie mit fast eifersüchtiger Treue an mir hängen.“

Die schrillen Rufe eines Zeitungsverkäufers ließ Sanders plötzlich die abendlichen Schatten gewahr werden.

„Abendblatt...!“ gestellte es von der Straße herüber, „Abendblatt, ein rätselhaftes Verschwinden!“ —
— „Abendblatt!“

Seltam, das hatte ihn irgendwie unangenehm berührt. Warum nur? Er konnte es nicht erklären, aber doch wollte seine glückliche Stimmung nicht wiederkommen. Der Druck blieb. Ja, als jetzt die Oberschwester, Fräulein Schubert, eintrat, um den Hausherrn zu einem Patienten zu rufen, war er froh, einen Vorwand zu haben, um ausbrechen zu können. Eine unerklärliche Gewalt zog ihn nach Hause.

„Ist die Ähnlichkeit zwischen Fräulein Schubert, unserer lieben Hausgenossin, und unserer Irma nicht fabelhaft?“ fragte ihn Frau Gerold beim Abschied, als sie ihn der jungen Dame vorstellte, die er noch nicht kennengelernt hatte, weil sie bisher beurlaubt gewesen war.

„Wenn die Tracht nicht wäre, könnte ein unaufmerksamer Beobachter —“ Sanders betonte das Wort „unaufmerksam“ besonders, dabei Irma mit den Augen suchend — „allerdings die beiden Damen verwechseln.“

Als Sanders wenig später in das Hotelportal treten wollte, tönte es ihm wieder entgegen: „Abendblatt... ein rätselhaftes Verschwinden!“

Es zuckte ihn in den Fingern, eine Zeitung zu kaufen. Er hatte das Gefühl, es müsse etwas für ihn Wichtiges darin stehen. Er wollte schon den Mann anrufen.

„Ach Torheit, — nun gerade nicht!“

Rasch ließ er sich von der Drehtür aufnehmen.

6. Kapitel.

Die Seite eines Buches.

Mit einer gewissen Spannung trat Sanders am nächsten Morgen aus seinem Schlafzimmer in den Arbeitsraum. Mit jener halb erwartungsvollen, halb unangenehmen Spannung, wie wir sie empfinden, wenn wir genau wissen, es müssen heute irgendwelche Nachrichten da sein: werden sie nun gut oder schlecht sein? „Guten Morgen, Arduno.“ Der brachte ihm auf einem silbernen Teller die eingelaufene Post: die Zeitung — einige gleichgültige Geschäftsempfehlungen.

Nichts von Petersen? Er war enttäuscht. Das hatte er bestimmt erwartet. Er griff nach der Zeitung. Er spürte wieder das eigentümliche Gefühl — wie gestern abend.

Mit aufgeregten schnellen Bewegungen durchblätterte er die Seiten, überslog hastig die Spalten.

Auf einem großen Polizeiaufruf blieben seine Blicke haften:

500 Mark Belohnung.

Gestern nach zehn Uhr morgens verschwand auf dem Wege zwischen dem Büro der Firma Petersen u. Co. und Schloß Dornbach der Proturist Karl Ludwig Rückmann. Derselbe ist 48 Jahre alt, rothaarig, mit Schnurr- und Kinnbart ohne besondere Kennzeichen, 1,74 Meter groß. Bekleidet war er mit braunem Sakko-Anzug, braunen Halbschuhen und Ledertasche. Er fuhr ein Opel-Leicht-Krafttrad. Wer sachdienliche Angaben, die zur Ermittlung des Vermissten führen können, machen kann, erhält obige Belohnung.

Das Polizeipräsidium
J. A.: Gerstenberg.

Rückmann verschwunden — Petersens rechte Hand! Das war vielleicht der Zwischenfall, den Petersen in seinem Briefe gemeint hatte? ...

Arduno trat ein.

„Herr Petersen,“ meldete der Malaye.

Der Angekündigte folgte ihm fast auf dem Fuße nach und begrüßte Sanders. Dabei fiel sein Blick auf das aufgeschlagene Zeitungsblatt. „Sie lasen es schon?“ fragte er verstört. „Ja, ja — das ist es — deshalb mußte ich Sie bitten, die Fahrt zu verschieben.“

Er sank, sichtlich noch immer ganz mitgenommen von dem Erlebten, in den Sessel, den ihm Sanders zugeschoben hatte. Rasch atmend trocknete er sich mit einem großen, rotseidenen Taschentuch die Perlen von der Stirn.

(Fortsetzung folgt.)

Die Perlen der kleinen Angelique.

Skizze von Hansi Sierde-Salzburg.

„Kleine Angelique“, sprach Herr Morreaux, Juwelier in der Rue de la Paix, „ich sehe, daß die Perlen, die von Ihnen gefälscht werden, immer besonders schön schimmern. Ich vermute, es ist die Eigenheit Ihrer Haut, die ihnen die Pracht gibt. Wir müssen einmal mit Ihnen den Versuch machen, ob sie Perlen, die im Glanz ermüden, zu neuem Leben erwecken können, wenn Sie sie nämlich einige Tage an Ihrem Herzen tragen.“ — „Ja, Monsieur Morreaux“, sagte die kleine Angelique, lächelte ihren Chef mit ihrem reizenden Grinsenmäulchen an und fädelte weiter eine Reihe Perlen nach der anderen auf, große, kleine, echte und falsche, machte sein säuberlich nach jeder Perle einen Knoten und dachte dabei über das Leben im allgemeinen und im besonderen nach. Als einige Tage verstrichen waren, brachte Herr Morreaux Perlen, die matt und glanzlos waren. Und siehe da, er hatte sich nicht getäuscht: Nach der kürzesten Zeit konnte man erkennen, daß Angelique aus ihrer Haut jenen Zauber ausströmte, der den Perlen wieder neue Lebendigkeit schenkte. Der Juwelier war glücklich, und Angelique mußte nun ihre Wunderkraft auch fernerhin in seine Dienste stellen. Herr Morreaux kam sich wie ein Kutschgänger vor, der plötzlich eine neue Quelle entdeckt hat. In dem Kopf des jungen Mädchens aber waren sonderbare Gedanken erwacht, in dem früher so bescheidenen Herzen tauchten Wünsche auf, die den Chef hätten erzittern lassen, wenn er davon etwas geahnt hätte.

Immer wieder fragte sich jetzt Angelique: Warum sollte sie nur für die andern Perlen tragen, warum durfte sie nie selbst eine solche wunderbare Reihe ihr eigen nennen? Sie sprach auch zu ihrem Freunde davon, und da dieser sie sehr liebte, sann er lange nach und suchte eine Möglichkeit zu finden, um Angelique glücklich zu machen. Da fiel ihm ein, daß ein Bekannter von ihm Perlen herstellen konnte, deren Unechtheit selbst das feinste Auge eines Juweliers nicht zu erkennen vermochte. Diesen Mann suchte er auf, Angelique brauchte nur die echten Perlen zu bringen, es würde dann alles geordnet werden. Als sie dann eines Tages eine Schnur erbsengroßer Perlen von mattem rosa Glanze bekam eilte sie zu ihrem Freunde, denn gerade diese schien ihren Traum zu erfüllen. Das Kollier wurde nun nachgebildet, und so großartig gelang die Fälschung, daß ein Unterschied überhaupt nicht festzustellen war. So brachte Angelique nun Herrn Morreaux die falschen Perlen, und dieser, hoch erfreut über deren Schönheit, zahlte ihr eine größere Summe als gewöhnlich, da er gerade diese Schnur für einen sehr heißen Kunden bestimmt hatte.

Nun ging Angelique stolz am Arm ihres Freundes ins Konzert, jetzt war auch sie im Besitz herrlicher Perlen, sie traute sich zwar noch nicht, diese offen zu tragen; aber sie wußte, daß sie ihr gehörten. Doch störte bald etwas die Freude an dem wunderbaren Besitz, ein schredliches Angstgefühl ließ sie nicht mehr froh werden, und wenn jemand sie ansah, erblaste sie in der Meinung, es sei ein Detektiv, der bereits im Begriffe stehe den Diebstahl aufzudecken. In der nächsten Zeit ereignete sich überdies etwas Sonderbares: Sie mußte die eigentümliche Wahrnehmung machen, daß sie die Kraft verloren hatte, sterbenden Perlen wieder ihr lebendiges Leuchten zu geben! Über den Verlust ihrer magischen Kraft hätte sie sich vielleicht hinweggesetzt, ihr Gewissen aber ließ ihr keine Ruhe, so daß sie schließlich auf den Gedanken verfiel, Herrn Morreaux in einem anonymen Briefe ihre ganze Abeltat zu offenbaren. Mit Entsetzen las der Juwelier die angstvollen Zeilen; er hielt die Perlen unter die Lupe, untersuchte sie in der unterschiedlichsten Weise auf ihre Echtheit, konnte aber mit einem Seufzer der Erleichterung feststellen, daß jenes Schreiben nur eine häßliche Verleumdung gewesen. Die Perlen waren gewiß seine herrlichen echten, die bald auf dem schönen Halse der Louise von B. liegen würden, von ganz Paris bewundert und auch voll Reid betrachtet. Nun fühlte er aber das Bedürfnis, nach dem kleinen Mädchen zu schauen, dem er Unrecht getan hatte, denn er war ja im Begriff gewesen, dem anonymen Briefe Glauben zu schenken.

Er ging in das kleine Zimmer, worin Angelique vom frühen Morgen an bei Lampenlicht eine Perle nach der anderen vom weißen Sammet abhob und auf dünnen Seidenfäden zog. Er wartete gar nicht ab, von ihr etwas zu hören, gleich erzählte er ihr die ganze Wahrheit, und um sein Unrecht wieder gut zu machen, gab er ihr eine Fünfzigfranknote. Da fing Angelique herzbrechend zu schluchzen an; sie sank vor Morreaux auf die Knie, bedeckte seine Hände mit Küssen, und der Juwelier, der diesen Austritt für Hysterie hielt, war ganz verzweifelt, glaubte er doch, daß er die Ursache dieses Nervenzusammenbruchs sei. Immer wieder sprach er zu ihr: „Meine kleine Angelique, wir bleiben Freunde, ich weiß ja, daß Sie ein braves Mädchen sind.“

Da ward es Angelique allmählich klar, es hätte ihr Freund, wohl aus einer Himmelschidung heraus, die echten Perlen selbst an Stelle der unechten übergeben, und sie fühlte sich plötzlich von dem bösen Druke erlöst, der sie bisher quälte. Und wie zur Wunderkraft auch ein gutes Gewissen gehört — sie fühlte sich nun wieder fähig, aus der Strahlung ihres Wesens heraus Heilanklerin für kranke Perlen zu sein. Sie diente Herrn Morreaux

von da an in Treue und Ergebenheit und fand ihre Zufriedenheit darin, andern das Glück des Besitzes zu erhöhen und es selbst nicht mehr zu begehren.

Das ist die kleine Geschichte von den Perlen der Angelique. Man kann sie auf vielerlei übertragen, auf das Schicksal der einzelnen, auf das Schicksal der Völker, kurz überallhin, wo ein gutes Gewissen noch als die Triebkraft heilsamen Wirkens angesehen wird.

Verbesserung der Welt.

Von Inquit.

Die Welt ist unvollkommen. Es gibt zu viel Mühsal in ihr und zu wenig Erfolg, zu viel Leid und zu wenig Glück, zu viel Härte und zu wenig Menschlichkeit. Allmählich merken es auch die Kurzsichtigen und die Schwerhörigen. Es wird höchste Zeit, daß wir die Welt in Ordnung bringen. Unsere verzwickte Menschenwelt nämlich.

Aber die Welt beherbergt ja nicht nur Menschen. Geht es denn wenigstens außerhalb der Menschenwelt besser zu? Mit weniger Mühsal, Leid, Härte? Mit mehr Gerechtigkeit? Schiller behauptet ja, die Welt sei vollkommen überall, wo der Mensch nicht hinkommt mit seiner Qual. Ach, es steht zu befürchten, daß Schiller die Welt außerhalb der Menschen nicht kannte. Kummerte er sich um Tiere? Hielt er einen Hund? Sammelte er Käfer und Schmetterlinge?

Was die Käfer anlangt: Mein Schritt wird jäh aufgehalten durch ein seltsames Schauspiel. Ein Käfer rollt vor sich eine kugelförmige Last, die an Masse und wahrseinhlich auch an Gewicht ihn vielleicht viermal übertrifft. Er rollt sie quer über den Waldweg, offenbar zu einem bestimmten Ziel, das irgendwo mitten im Gestrüpp liegen wird. Er rollt die Last, indem er sich mit dem Kopf dagegen stemmt und mit der Kraft des Leibes nachdrückt. Mit Vorderfüßen oder zangenartigen Organen hindert er die Kugel, seitwärts auszuweichen. Trotzdem weicht sie immer wieder seitwärts aus, die Unebenheiten des sandigen Weges bilden hohe Wälle und steile Abhänge, der Käfer wird gezwungen, der Last nachzurennen, sie neu zu paden und den Umwegen und Hindernissen zum Trotz dem Ziel entgegen zu transportieren. Er benimmt sich wie nach der Darstellung der Künstler der seltsame Sisyphus, der den Felsblock bergauf wälzen muß. Müdigkeit ist dem Käfer nicht anzumerken, sein Eifer verliert nichts an Spannung, und siehe da, er kommt vorwärts, es geht überraschend schnell, nach ein paar Minuten, menschlich gerechnet, hat er den Weg überquert und gelangt an die Stelle, wo der bewachsene Waldboden anfängt.

Und grad dort kommt durch Gras und Kraut ein zweiter Käfer gerannt. Er muß die kostbare Last gewittert haben, er läuft grade auf die rollende Kugel zu, packt sie und stemmt sich von der anderen Seite dagegen.

Was tut mein Freund, was bleibt ihm übrig zu tun? Er läßt das kostbare Gut fahren und stürzt sich auf den Feind. Ein verzweifelter Kampf beginnt, ein Box- oder Reiskampf. Mein Freund erweist sich als der Stärkere. Er liegt oben, der andere unten. Aber der ist deswegen noch nicht bezwungen, sondern zappelt und wehrt sich aus Leibeskräften.

Inzwischen hat ein dritter Käfer die Kugel entdeckt. Grade erreicht er sie. Die beiden Kämpen, die ihren Schatz gefährdet sehen, lassen voneinander ab und eilen herbei. Aber wie sollen sie den Störenfried vertreiben, da sie miteinander uneins sind? Während sie, jeder von seiner Seite, der Kugel sich zu bemächtigen streben, findet der Dritte Zeit, sich ein Stück, bohnen groß, abzuspalten und damit seiner Wege zu ziehen. Unbehelligt rollt er es vor sich her.

Die beiden lassen den Rest, noch immer stattlich genug, zum zweitenmal liegen und fallen zum zweitenmal übereinander her. Jetzt muß die Entscheidung erzwungen werden. Mein Freund behält immer weiter die Oberhand. Er ist so beseßten von Kampfeswut — oder er kann sich von seinem Gegner nicht losmachen —, daß er nicht merkt, wie ein vierter Käfer aus dem Dickicht bricht, die Kugel packt und sie vor sich her rollt. Er rollt sie über den Sandweg, den Weg meines Freundes zurück, er macht sich dieselbe Mühe damit und hat denselben Erfolg: nach wenigen Minuten, menschlich gerechnet, erreicht er auf der anderen Seite den Waldboden.

Endlich läßt mein Freund von seinem Feind ab. Der hinkt kläglich von dannen. Mein Freund hat gesiegt. Er steht sich nach seiner Last um — weg ist sie. Geraubt. Kampf und Mühe sind vergeblich gewesen.

Machen wir uns mit unseren Nöten nicht vielleicht gar zu wichtig? Und wenn es uns wirklich gelingen sollte, an unserm menschlichen Zusammenleben ein bißchen herumzubockern: wieviel Welt werden wir damit schon in Ordnung gebracht haben?

* **Max Brod:** „Stefan Kott oder Das Jahr der Entscheidung“, Roman. (Verlag Paul Zsolnay, Wien IV.) Der neue Roman von Max Brod ist ein Entwicklungsroman größten Stils in seiner Leidenschaft, Sehnsucht und Erkenntnistreue. Stefan Kott ist die ewig liebenswerte Symbolgestalt einer vorbildlichen Jugend, die die tiefen Krisen der Liebe und des Gewissens sieghaft zu bestehen weiß und den großen Konflikt zwischen Religion und Fortschrittsglauben bis ins Innerste durchläuft. Viele Gestalten, scharf profiliert und jede zugleich ihr eigenes Schicksal tragend, füllen den Lebensraum Stefans, hemmen und steigern sein Leben, das sich früh verantwortlich weiß für die Zustände auf Erden. Sein Freund und Altersgenosse Anton Piesegang hat es leichter, er hat sich mit größtem Eifer für die neue Sachlichkeit und gegen die „Romantik“ entschieden, die er als verderblich und bürgerlich ablehnt, — zu seines Freundes großem Schmerz, denn Stefan lernt unter dem Einfluß seines Professors Werber begreifen, daß es sittlich nicht angeht, sich ganz dem optimistischen Fortschrittsglauben zu ergeben und alles Religiöse als bloß störend zu verneinen. Von der Liebe einer Frau geht am Ende große Verwirrung auf Stefan aus, doch vermag er gereift sich allem Verhängnis zu entziehen in der ihn beseligenden Erkenntnis, daß Religion und Fortschritt keine unbedingten Gegensätze sind, daß man zugleich der Religion und der Zukunft dienen kann. In diesem Ausgleich sieht Max Brod den Idealtypus eines zukünftigen Menschen vorgebildet.

* **Bruno Wille:** „Der Maschinenmensch und seine Erlösung“, ein Roman der deutschen Seele. (Verlag Johannes Baum, Pfullingen, Württemberg.) In diesem Nachschlagwerk des bekannten Dichters und Philosophen sind die großen Gegensätze zwischen dem seelentötenden Mechanismus und Maschinenismus einerseits und dem lebenspendenden Idealismus und Spiritualismus andererseits herausgearbeitet. Wille lehrt uns, die Auswüchse der „Maschinenkultur“ aus der Ewigkeitschau zu betrachten und zu erkennen, daß die Maschine erst dann zu einem Segen für die Menschheit wird, wenn die Menschen nicht mehr Knechte, sondern Herren der Maschine sind und wenn der heute regierende Egoismus, Materialismus und Mammonismus einem neuen besseren Geiste gewichen ist.

* **Hermann Kellen:** „Der Trugprophet“. Eine Ferdinand-Hobler-Erzählung. (Verlag G. Grote, Berlin.) In glücklicher gewählter Form, die es gestattet, auch den nicht offen zu Tage liegenden seelischen Regungen nachzugehen, umreißt Kellen mit kräftigen Strichen die Gestalt Hoblers, des autodidaktischen Malers, des Künstlers aus Genie und Willenskraft. Dieser Lebensweg, der aus den Niederungen einfacher Verhältnisse über die Höhen der Jahre immer reicher strömenden Schaffens zur Unsterblichkeit führt, hat eine auch im Menschlichen wunderbar klare Linie, wie sie sich selten schöner durch die Vielfarbigkeit eines Künstlerdaseins verfolgen läßt. Bringt Kellen die einmalige Erscheinung aus ihrer inneren Fülle zum Ausleuchten, so gibt er zugleich den unvergänglich beispielhaften Typ des Mannes aus eigener Kraft, wie ihn unsere Zeit fordert und liebt.

* **Ilja Ehrenburg:** „Die heiligsten Güter“, Roman der großen Interessen. (Malit-Verlag AG., Berlin W. 50.) Legte Ehrenburg in seinem Buche „Leben der Autos“ die Hintergründe und das Spiel der Kräfte bloß, die um Gummi, Öl und Motor kreisen, so beleuchtet er hier an einer Reihe meisterhaft gezeichneter Hauptpersonen, von denen Lebenslauf und Werdegang geschildert werden. Geschäfte, Kämpfe, Krisen und Transaktionen, die die Weltwirtschaft in Gang halten oder behindern. Diese Personen sind u. a. der Zündholzkönig und sein Gegenspieler, der Beherrscher der Rüstungsindustrie, ein französischer Deputierter, ein tschechischer Schuhfabrikant, ein deutscher Diplomat und Bevollmächtigter eines Trusts, ein russischer Handelsbevollmächtigter, ein Sowjetpezialist, eine Filmbrau, ein einflußreicher Journalist, der Erfinder eines Kriegsgases und andere. Gegenspieler dieser Selben sind die Dinge Holz und Platin, Streichhölzer und Waffen, Eingeborene und Devisen. Der Hintergrund, auf dem sich dieser Roman abspielt, ist der Weltkapitalismus im Zeichen der Krise und der unablässigen Friedenskonferenzen. Das Buch fußt auf den wirtschaftlichen und politischen Verhältnissen unserer Tage und wirkt mit der geistreichen Formulierung, in der die Dinge beleuchtet werden, besonders fesselnd.

* **Cecily Sidgwick:** „Töchter — ½ Dukend“, Roman. (Universitas, Deutsche Verlags-AG., Berlin W. 50.) Die englische Humoristin, die sich durch ihr Buch „Mutterherz auf Reisen“ in Deutschland glänzend eingeführt hat,

schildert in diesem neuen Roman die Sorgen und Freuden einer Mutter von sechs Töchtern, von denen fünf heiratsfähig sind. Die kultivierte Erzählungskunst der Autorin gestaltet lustig und aufregend, wie die Ehen der Töchter auf überraschende Weise zustande kommen. Ein amüsanter Querschnitt durch das heutige englische Leben!

* **Marie Tomas:** „Lebensmärchen“. (Amalthea-Verlag, Wien.) Die Berater der Volksbüchereien sollen in den letzten Jahren festgestellt haben, daß Märchen wieder gelesen und, noch besser, wieder erzählt und gerne gehört werden. Marie Tomas hat eine besondere Gabe, Märchen, die dem Leben nahe stehen, zu erzählen. Man empfindet Behagen über die Dinge, die erzählt werden, Behagen über die tiefere Bedeutung, die Selbstverständlichkeit der Form und die reiche Erfindung. Dieses Behagen steigert sich zu befreiender Heiterkeit bei vielen Stücken. So bei dem von den zwei Papiersäcken, worin der süßhe Versuch gegliedert ist, zwei Nationen im Anderssein und im gemeinsamen Schicksal zu sehen.

* **Was nicht im Baedeker steht: Riviera.** Von Erika und Klaus Mann. Mit vielen Zeichnungen von Rudolf Großmann, Henri Matisse, Walthar Deder u. a. (Verlag R. Piper u. Co., München.) Erika und Klaus Mann plaudern unterhaltend über die französische und über die italienische Riviera und geben auf Grund intimer Kenntnis hundertlei nützliche Winke. Sie führen von Marseille bis zum Golf von Spezia über Cannes, Antibes, Nizza, Monte Carlo, San Remo, Genua und unzählige kleinere Orte. Die Landschaft, die Eigenart der Städte, die Hotels, die Läden, das internationale Treiben, Spiel und Sport, die einheitliche Bevölkerung, die dort schaffenden Dichter und Maler: alles wird lebhaft und anschaulich charakterisiert.

* **„Fremde Vögel über Afrika.“** Von Ernst Udet. Mit 119 Abbildungen nach Aufnahmen der Expeditionsteilnehmer und einer Karte. (Verlag Behagen u. Klasing, Bielefeld und Leipzig.) Ernst Udet gehörte zu den Deutschen, die heute die ganze Welt kennt: Kriegsfieger, Kunstflieger, Afrika- und Amerikafieger. Sein Film „Fremde Vögel über Afrika“ füllt die Lichtspielhäuser aller Kontinente. Ein Ereignis ist auch sein gleichnamiges Buch, das seine Expedition noch schärfer widerspiegelt als das schnelllaufende Filmband. Es gibt eine Folge von mehr als hundert Bildern, die ein Querschnitt durch die Nordhälfte des schwarzen Erdteils sind: Landschaften, Städte, Tiere, weiße und farbige Menschen. Vom Boden oder vom Flugzeug aus aufgenommen. Der begleitende Text ist von dramatischer Kürze: Erfolge und Leiden einer Expedition im Innersten Afrikas. Das Flugzeug ist in ständigem Kampf bald mit technischen Schwierigkeiten, bald mit wilden Bestien, die in ihm eine Beute sehen, bald mit Sturm und tropischen Wolkenbrüchen.

* **„Ihr Kinderlein kommet.“** Advent im Kinderkreise, in Feierstunden und Alltagsstun. Von Marie Coppius. (Verlag B. G. Teubner, Leipzig.) „Wie wir das Kind zur Krippe führen“ — davon erzählt ein neues Büchlein der allen Erzieherinnen wohlbekannten Verfasserin. Aus einer Fülle von Erfahrungen werden reiche Anregungen gegeben, wie im Kindergarten und im häuslichen Kreise durch Erzählung, Lied, Spiel, Beschäftigung den Kindern ein rechter Advent, eingehüllt in seltsames Erwarten und Sich-treuen, geschaffen werden kann.

= **„Handbuch für Streichquartettspieler“**, Band 4, von Dr. Wilhelm Altmann. (Max Hesses Verlag, Berlin-Schöneberg.) In diesem neuen Band sind die Trios, Quartette, Quintette, Sextette, Oktette und Nonette für Streicher und Bläser kritisch gewürdigt. Für alle, die Kammermusik treiben, wird dieser Band eine wahre Fundgrube sein, da er auf viele, auch fast vergessene Werke hinweist. Mit Staunen werden manche wahrnehmen, wie groß und reich die Literatur für Streicher und Bläser ist! Für die Aufstellung von Konzertprogrammen haben auch die Kammermusiker mit diesem Bande nunmehr eine unentbehrliche Hilfe erhalten. Der Band ist in die großen Abschnitte „Trios“, „Quartette“ usw. gegliedert; die Komponisten sind in chronologischer Reihenfolge behandelt; Notenbeispiele fehlen nicht. Das mit diesem Band abgeschlossene Werk „Handbuch für Streichquartettspieler“ von Prof. Altmann ist in der Tat „eines der nützlichsten Werke der Musikliteratur“.

* **„Wies's gemacht wird.“** Siebzehn erfolgreiche Kellamerselbstzüge von B. D. Althaus. (Verlag Organisations-AG., Zürich 6.) Das Buch plaudert aus der Werkstatt des Kellamerselbstzuges und zeigt an siebzehn erfolgreichen Kellamerselbstzügen großer und kleiner Firmen, weshalb die Sache so und nicht anders angepackt wurde. An 61 Abbildungen wird wirklich alles gezeigt, was der Kaufmann über das Inserat als wichtigstes Kellamerselbstzugsmittel wissen muß.